

Rettungsversuche und verweigerte Hilfe gegenüber Juden in der Brüdergemeinde in Deutschland und in der Schweiz

1. In deutschen Gemeinden und Internatsschulen *von Margrit Kessler-Lehmann*

Als die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 in Deutschland die Macht übernahmen, wurde diese Entwicklung zunächst von vielen begrüßt. Denn nach den Jahren der sozialen und wirtschaftlichen Unsicherheiten schienen neue Perspektiven Hoffnung zu geben. Zwar gab es bereits genügend Hinweise auf eine Neubelebung des latenten Antisemitismus, aber noch existierten, wenn auch während der Weimarer Zeit eingeschränkt, rechtsstaatliche Strukturen. Eine Benachteiligung oder Verfolgung von Bürgern schien noch ausgeschlossen. Welche Formen diese eines Tages annehmen würden, ahnten wohl die wenigsten. Dies änderte sich jedoch in rasanter Geschwindigkeit mit dem sogenannten Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933, wodurch Willkür in deutschen Amtsstuben möglich wurde. Es folgten jene antijüdischen Gesetze, die Boykottierung, Ausgrenzung, Benachteiligung, Enteignung, Verfolgung und schließlich Vernichtung erlaubten! Die Stimmen der Empörung waren leise oder wurden nicht wahrgenommen. „Vornehmlich Liberale und Sozialdemokraten, wandten sich ausdrücklich gegen Forderungen, die Rechte der Juden einzuschränken oder die Juden aus der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen“¹.

Die neue Gesetzgebung machte vor keinem Bereich Halt. So sollten nicht nur das deutsche Blut geschützt, Mischehen verboten und durch die Aberkennung ihrer Bürgerrechte die Juden aus der deutschen Gemeinschaft ausgestoßen werden. Gefährdet waren nicht nur die Juden selbst, sondern auch jene Bürger, die sich gegen dieses Unrecht wandten und jüdischen Bürgern Schutz gewährten. Es gehörte also sozialer Mut, Zivilcourage und christliche Verantwortung dazu, sich gegen diese menschenunwürdigen Verordnungen zu wenden.

Von den neuen Gesetzen betroffen waren auch die Schulkinder, denn seit 1938 durften jüdische Schüler keine öffentlichen Schulen mehr besuchen. Dabei war im Rahmen der allgemeinen Assimilierung der Juden in Deutschland und im Zuge des bürgerlichen Liberalismus des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Trend zu beobachten gewesen, dass immer mehr jüdische Schüler staatliche Schulen besuchten und die jüdischen Schulen an Ansehen verloren. In einer Regionalgeschichte erwähnt Marianne

¹ Michael R. Marrus, Die schwärzeste Stunde, in: Nicholas de Lange (Hrsg.), Illustrierte Geschichte des Judentums, übers. v. Christian Rochow, Frankfurt/Main 2000, S. 281–329, hier: S. 284.

Bühler, „dass die meisten wohlhabenden jüdischen Eltern ihre Kinder gar nicht in eine jüdische, sondern in eine allgemeine Volksschule oder Oberschule schickten“². 1933 gab es in Deutschland ca. 60.000 schulpflichtige jüdische Kinder, von denen nur noch ein Drittel jüdische Schulen besuchten.

Jüdische Kinder an deutschen Schulen wurden zunächst durch zunehmende Repressalien zu Außenseitern. Dies bezeugen auch ein Brief an die ‚Direktion der Internatschule Niesky‘, vom 2. Februar 1998, von Harald von Mendelssohn aus Kopenhagen, Sohn eines jüdischen Hausierers aus Oldenburg, und ein späterer Brief an Schwester Christine Mertlik in Niesky vom 20. März 1998.

Harald von Mendelssohn war von 1928–1931 in Niesky im Pädagogium. Er lebte bis 1934 noch in Deutschland, und erinnert sich an die schon in dieser Zeit

nazistische Einstellung meiner Mitprimaner. Ich war halt der Judenbengel, später bin ich offiziell als ‚Nicht-Arier‘ bezeichnet und ausgebürgert worden. Ich entsinne mich genau, wie der eine nach dem andern vom braunen Nebel umnachtet wurde... Meine Erinnerungen an Niesky sind nicht ungetrübt. Die Lehrer waren nett, und kompetent, ... aber die Schüler. Als Judenbengel bin ich für die Passion Jesu verantwortlich gemacht worden.³

Man kann sich leicht vorstellen, wie wichtig und tröstlich für ihn der junge Theologe Julius Vogt (1899–1981), Bruder von Johannes Vogt, dem späteren Bischof der Brüdergemeinde, war, der, wie in der Brüdergemeinde üblich, nach seinem Examen als Erzieher in einer der Internatsschulen eingesetzt wurde. Mendelssohn forscht nun in seinen Briefen, ob dieser junge Erzieher, „ein engagierter Gegner all des Braunen Teufelswerks, also einer der sehr wenigen Gerechten ... die braune Sintflut überlebt hat.“⁴ Julius Vogt hat überlebt, doch in seinem Lebenslauf fehlt es nicht an kritischen Worten, wenn er schreibt:

Die Brüdergemeinde hatte die Zeichen der Zeit nicht erkannt, bis auf einige Theologen und Erzieher, die sich im sog. Augustusburger Kreis zusammenschlossen. Die Gedanken, die wir damals äußerten, pfeifen heute die Spatzen von den Dächern: Soziale Gesinnung, Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit für alle Völker und Rassen. Es hätte schon damals der Brüdergemeinde gut angestanden, wenn sie in der NACHFOLGE JESU und auch im Sinne Zinzendorfs diese

² Marianne Bühler, Siegfried Braun – ein jüdischer Lehrer in schwerer Zeit, in: Emil-Frank-Institut an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier, Jahresbericht 2003/2004, hrsg. v. Reinhold Bohlen, Wittlich 2005, S. 12–24, hier: S. 16.

³ H. v. Mendelssohn an die Direktion der Internatsschule Niesky, 2. Februar 1998 (Dokumentensammlung: Brüdergemeinde und Judentum).

⁴ H. v. Mendelssohn an Chr. Mertlik, 20. März 1998 (ebd.).

Ideen mehr gepflegt hätte, als überspannten Nationalismus, der nachher viele in die Arme des Nationalsozialismus trieb.⁵

Zu Pfingsten 1928 versammelten sich 66 engagierte Brüdergemeinler in Augustsburg, unter ihnen Heinz Renkewitz, verunsichert im Glauben und im Blick auf die Zukunft, um über brüderliche Lebensformen nachzudenken.⁶

Nach Michael R. Marrus war Ende des 19. Jahrhunderts, insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg „Deutschland zweifellos keineswegs das für Juden gefährlichste Land. Überall in Osteuropa lebten weitaus mehr Juden inmitten feindseliger Bevölkerung.“⁷

Weil sich aber das Schülereinzugsgebiet des Nieskyer Pädagogiums vornehmlich nach Osten, dem Grundbesitzerland des schlesischen und ostpreußischen Landadels, sowie Polen orientierte, brachten die Schüler oft nationalpatriotische und militaristische Einstellungen sowie weit verbreitete antisemitische Klischees ihrer Elternhäuser in das Schulinternat mit. Andererseits war es jüdischen Kindern aus liberalen Elternhäusern oft überhaupt nicht klar, dass sie jüdischer Abstammung waren. Sie hatten deutsche Freunde, feierten christliche Feste, Weihnachten und Ostern wie diese und wussten nichts von ihrer Andersartigkeit.

In den meisten deutschen Brüdergemeinen, sieht man von den Großstadtgemeinden (Berlin, Breslau, Hamburg) ab, gab es nur wenige oder keine jüdischen Bürger. Sie zog es nach dem Emanzipationsedikt von 1812/13 und aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland in die größeren Städte, wo sie Ausbildung und Arbeit fanden. Im Grunde genommen hatten die meisten Gemeinglieder keinen persönlichen Kontakt mit Menschen jüdischen Glaubens. Was aber von Generation zu Generation weitergegeben wurde, waren eben alte Klischees. Und wer niemanden hatte, der ihn aufklärte, nahm antisemitische Gedanken auf und verband diese mit einer weitverbreiteten nationalpatriotischen Einstellung. Die damit verbundene Offenheit gegenüber dem Nationalsozialismus lässt sich auch in der Brüdergemeinde beobachten. Von einer menschenverachtenden Haltung allerdings gegenüber jüdischen Mitbürgern kann wohl kaum gesprochen werden. Dennoch nimmt die Gefährdung der Juden in Deutschland zu, ebenso wie für Andersdenkende, z.B. Sozialisten oder Kommunisten.

Auch war das Leben in Deutschland nach 1933 einer zunehmenden Propaganda ausgeliefert. Schon eine distanzierte oder kritische Haltung gegenüber den nationalsozialistischen Organisationen konnte bereits verdächtig sein und zu Schwierigkeiten führen. Schweigen und Angst einerseits sowie Mitmachen und Begeisterung andererseits wurden weitverbreitete Einstellungen.

⁵ Lebenslauf Julius Johannes Vogt (Archiv Bad Boll, D VIII 15).

⁶ Hans-Walter Erbe, Gestaltwandel der Brüdergemeinde, Bad Boll 1946, S. 1.

⁷ Marrus, Stunde (wie Anm. 1), S. 285.

Die wachsende Diskriminierung der Juden in Deutschland betraf eben auch die jüdischen Kinder, die in den staatlichen Schulen keine Chance mehr hatten, einen Abschluss zu machen. Sie durften öffentliche Schulen nicht mehr besuchen. So ist es nicht verwunderlich, dass kirchliche oder private Schulen mit ihren Internaten immer wieder oder vielleicht immer öfter angefragt wurden, ob sie Kinder jüdischer Eltern aufnehmen würden, ob diese Kinder hier eine Zuflucht finden könnten. Leider gibt es nur wenig schriftliche Unterlagen über dieses Thema. Dennoch ist bekannt, dass brüderische Internatsschulen mit Anfragen jüdischer Eltern konfrontiert waren, oder die Frage zu klären hatten, wie sie mit jüdischen Kindern, die bereits vor 1933 aufgenommen worden waren, umgehen sollten.

Von diesen Problemen betroffen waren die Internatsschulen in Gnadau, die Seydlitz-Schule in Gnadenfrei, die verschiedenen Internatsschulen in Königsfeld, die Frauenfachschulen in Ebersdorf und Neudietendorf, sowie das Pädagogium in Niesky.

Die Eindeutigkeit staatlicher Anordnungen zur Diskriminierung jüdischer Kinder ließ offenbar keinen offiziellen Spielraum für die Schulbehörde der Brüder-Unität in Herrnhut, jedenfalls wurden den Lehranstalten keine allgemeingültigen christlichen Anweisungen gegeben. Dies hätte vermutlich zur Schließung aller brüderischen Internatsschulen geführt. Was den einzelnen Schulen aber blieb, sind in dieser Zeit der allgemeinen Verunsicherung mutige persönliche Entscheidungen der Schul- bzw. Internatsleitung, obgleich längst bekannt war, das Zuwiderhandeln mit Verfolgung, ja sogar Konzentrationslager bestraft werden konnte. Dennoch gibt es solche mutigen Persönlichkeiten. J. Knothe schildert in seiner sehr eindrücklichen Arbeit „Nieskyer Traditionen im Ansturm einer neuen Zeit“⁸ zunächst die große Unsicherheit der Jahre 1919–1932, den allgemeinen Umbruch, sowie das Aufbegehren der Jugend auch gegen überkommene Traditionen im Nieskyer Pädagogium. Tradierte Vorstellungen wurden in Frage gestellt. Auch der „vaterländische Gedanke, der bis zum Ersten Weltkrieg völlig unversehrt und eindeutig war, wird neu reflektiert“⁹. Die Sehnsucht nach Veränderung öffnete die Herzen für das politisch Neue. Das neue „nationale und soziale Programm der Nationalsozialisten“¹⁰ beschleunigte jenen Neuanfang der Jugendorganisation (Jungvolk und Hitlerjugend HJ) im Pädagogium, ohne dass darüber nachgedacht wurde, was eines Tages daraus werden könnte.

Seit 1923 lag die gesamtschulische Leitung des Nieskyer Pädagogiums (bestehend seit 1760) und die Verantwortung gegenüber dem Provinzial Schulkollegium in Breslau und der Brüder-Unität in Herrnhut in den Händen von Woldemar Görlitz (1875–1945). Er war schulischer Direktor und

⁸ Joachim Knothe, Nieskyer Traditionen im Ansturm einer neuen Zeit, Teil 1–2, in: UF 34 (1993), S. 65–102; Teil 3–4, in: UF 35 (1994), S. 7–55.

⁹ Ebd., Teil 2, S. 93.

¹⁰ Ebd., Teil 3, S. 9.

somit der offizielle Vertreter. Ihm zur Seite standen Gerhard Reichel (1891–1968), Internatsdirektor der Oberabteilung und Woldemar Knothe (1879–1957), von 1914–1945 Internatsdirektor der Unterabteilung des Pädagogiums, und Karl Rentzsch (1891–1981) für das „Gottfried Kämpfer Haus“.

Nicht nur der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit, sondern vor allem der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg bestimmten die Arbeit Woldemar Knothes und seiner Frau, Erna Knothe geb. Feldmann (1886–1974), die Seele der Knabenanstalt, insbesondere dann, wenn sehr schwierige aber notwendige Entscheidungen zu treffen waren. Bei wechselnder Zusammensetzung des Kollegiums für die Erziehungs- und Schularbeit blieb es nicht aus, dass der nationalsozialistische Zeitgeist mit der brüderlich-christlichen Prägung kollidierte. Trotz der damit verbundenen Spannung blieb Woldemar Knothe in seiner verstehenden und gütigen Art für die Schüler eine liebevolle und verantwortungsbewusste Vaterfigur.

Eines Tages besuchte der Vater von Rudolf Lustig aus Görlitz W. Knothe und berichtete ihm, dass sein Sohn auf Grund antijüdischer Gesetze nicht mehr länger in das staatliche Görlitzer Gymnasium gehen dürfe und er fragte an, ob die Möglichkeit bestünde, Rolf ins Pädagogium, also in eine christliche Privatschule, aufzunehmen. Eine solche Entscheidung war zur damaligen Zeit nicht nur schwierig, sondern auch schon gefährlich, denn sie verstieß gegen staatliche Gesetzgebung.¹¹

Eine ähnliche Anfrage kam von dem Görlitzer Kaufhausbesitzer Bargou für seine Kinder Hans und Ulla, denen ebenfalls der Schulbesuch im staatlichen Görlitzer Gymnasium versagt wurde, sowie für Ulrich Becker aus Berlin.

W. Knothe entschloss sich, die Kinder aufzunehmen. Ob und in welchem Umfang er das Kollegium der Erzieher von seiner Entscheidung informiert hat, ist nicht bekannt. Da es auch im Pädagogium nationalsozialistisch engagierte Kollegen gab, wäre eine vollständige Information und Offenlegung der Lage wohl noch gefährlicher gewesen als es ohnehin schon war.

Nach mündlichen Berichten gab es noch weitere Schüler, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft als Mischlinge in der Öffentlichkeit benachteiligt wurden, obgleich sie sich der allgemeinen Begeisterung für die HJ sogar als ‚Führer‘ angeschlossen hatten. Das gilt zum Beispiel für Klaus Pauly aus München. Zum Militärdienst einberufen (1939), wollte er die Offizierslaufbahn einschlagen, doch das wurde ihm verwehrt. Auch Hans-Peter Radtke wurde 1939 eingezogen, meldete sich zur Marine, entschloss sich jedoch unter zunehmendem Druck zum Selbstmord. In der Nieskyer Gefallenenliste wird er allerdings als ‚gefallen‘ aufgeführt.¹²

¹¹ Persönliches Gespräch mit Joachim Knothe, August 2008.

¹² Nieskyer Gefallenen-Liste (Joachim Knothe).

Weitere Schüler sind durch Informationen von Dietrich Schiewe und Wolfgang Rockenschuh¹³ bekannt: so Thomas Bier, Harry Rüggenberg und Thomas Iwand, der Sohn des bekannten Göttinger Theologen, der ein Großelternteil jüdischer Herkunft hatte. Nach den Aussagen hat Iwand vor allem unter den HJ-Vorgesetzten gelitten, die ihm ihren Willen aufzwingen. Mit seiner jüdischen Abstammung konnte er gelassen umgehen. Von August Wilhelm Schröder, Adjutant des HJ Bannführers, wird berichtet, dass er in seiner zeitweiligen Führungsrolle mit den nationalsozialistischen Parolen eher zynischen Spaß hatte.

Das Kollegium des Pädagogiums war auch bereit, einen wegen seiner jüdischen Frau in Görlitz entlassenen Musiklehrer, Herrn Meyer, 1938 aufzunehmen und als Fachlehrer anzustellen.

Von einem weiteren Beispiel berichtet die Chronik von Gnadenfrei. Hier wird von der letzten Direktorin der Seydlitz-Schule Maria Kölbings (1889–1987) und der Leiterin des Schülerinnenheimes Ruth Berthold und ihrem menschlichen Engagement folgendes berichtet. Nach einem Gesetz von 1936 mussten alle Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren in einer nationalsozialistischen Jugendorganisation (Jungmädchen, Bund deutscher Mädchen (BDM), Jungvolk (Pimpfe) oder Hitlerjugend (HJ)) sein. Das hieß allerdings auch für die Schule Anpassung an den NS Staat an besonderen Feiertagen und somit die Wahrung des nationalsozialistischen Gesichtes bei öffentlichen Zeremonien. Auch wenn dieses ‚Mitmachen‘ seitens der Leitung aus heutiger Sicht missfällt und auch nicht verstanden wird, fällt auf, dass diesem öffentlichen Verhalten eine persönliche Geradlinigkeit und christliche Verantwortung gegenüberstand, die trotz möglicher eigener Gefährdung Schülern, die aufgrund ihres Glaubens bzw. ihrer rassischen Herkunft bedroht waren, Schutz gewährte.

So schreibt beispielsweise Agnes Vogel verh. Stieda aus Canada:

Ich verbrachte etwas weniger als vier Jahre (1938–1942) im Schülerinnenheim und in der Seydlitz-Schule (in Gnadenfrei) [...]. Dass Schule und Heim mich damals aufnahmen, erforderte gewiss einigen Mutes. Meine Eltern haben mir nie den jüdischen Teil meiner Familie vorenthalten, ich liebte meinen jüdischen Großvater über alles. Sie haben mir allerdings auch nie die Unbefangenheit genommen, mich wie ein normales, unstigmatisiertes Kind zu fühlen. [...] Ich kann nicht sagen, dass die betont christliche Erziehung in Gnadenfrei und die Brüdergemein-Tradition mich zum regelmäßig in die Kirche gehenden Christen gemacht hätten. [...] Im selben Atemzug möchte ich aber auch sagen, dass die Heimdirektorin Schw. Berthold, mich sicher vor vielem bewahrt hat durch ihren persönlichen Einsatz und Mut.¹⁴

¹³ Akteneinsicht von Peter C. Keller, Merzig (UA, DUD 4332).

¹⁴ Siegfried & Gerhard Vollprecht, Gnadenfrei – Eine Herrnhuter Brüdergemeine in Schlesien und ihre Ausstrahlung nach Böhmen, Hausdorf und anderswo 1743-1947, 2. Aufl., Königsgeld 1999, S. 166.

Fragebögen, die sie hätte für Agnes ausfüllen sollen, ließ sie regelmäßig verschwinden,

statt mich an die Behörden preiszugeben. Von diesem Akt persönlichen Einsatzes hat mir meine Mutter erst viel später erzählt. Dass ich, wie alle meine Schulkameradinnen, in die Jungmädchen und dann in den BDM eintrat, was mir natürlich Schutz bot, nicht entdeckt zu werden, ist vielleicht auch nur Schw. Berthold zu verdanken, wer weiß.

Dass ich mich ohne Bitterkeit und Groll durch die Nazizeit geschlängelt habe, ist nicht ausschließlich meinen Eltern zu verdanken, sondern auch unserer damaligen Schuldirektorin, Schw. Kölbing.¹⁵

1942 musste Agnes Vogel die Schule verlassen und beim Abschied nahm Schw. Kölbing sie in den Arm und sagte „versuche nicht bitter zu werden“¹⁶. Auch wenn Agnes diesen Satz damals noch nicht richtig verstand, hat sie nie mit Bitterkeit an ihre Schulzeit in Gnadenfrei zurückgedacht.

Nicht immer reagierte die Schulleitung so menschlich. Von der Neudietendorfer Frauenfachschule unter der Leitung der begnadeten Pädagogin und Parteigenossin Schw. Dora Schmidt ist überliefert, dass Margot Finck 1936 Hals über Kopf das Schwesternhaus in Neudietendorf verlassen musste. Nur durch den Einsatz von Br. Paul Hahn (1901–1992), damaliger Pfarrer am Ort, konnte sie als sog. „Pflichtjahrmädchen“ zur Pfarrfamilie Dober nach Schweidnitz aus der Schusslinie genommen werden. Auch der langjährigen Mitarbeiterin Schw. Martha Vogt, die nicht bereit war in die NSDAP einzutreten, wurde ein Bleiben in der Schule nicht gestattet.¹⁷

Was nun die Brüdergemeine Königsfeld und ihre Einstellung zu den Juden betrifft, so ist ein Verständnis nicht ganz einfach. Bekanntlich lebten im Ort einige bekannte jüdische Familien wie z.B. Gotthold Abraham Mendelssohn-Bartholdy, ein Neffe des bekannten Komponisten Felix Mendelssohn. Gotthold war verheiratet mit Else Wentz, einer Schwester des bekannten Königsfelder Arztes Dr. Paul Wentz. Er war es auch, der die Familie ermutigte, aus gesundheitlichen Gründen aus Nürnberg in den bereits bekannten Luftkurort Königsfeld zu ziehen. Ihre Tochter Edith heiratete den Architekten Prof. Ernst Wilhelm Weigel, der die bauliche Gestaltung des wachsenden Kurorts mit beeinflusste. Er entwarf nicht nur für die Familie die Villa Mendelssohn, sondern auch die Villen Griesel, Bassermann, Dedié und 1922/23 das Ferienhaus für Albert Schweitzer und seine Frau Helene geb. Bresslau.¹⁸ Der Kontakt zu diesen jüdischen Familien und später zu ihren

¹⁵ Ebd., S. 167.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Persönliche Bekanntschaft mit Martha Vogt.

¹⁸ Wolfgang Rockenschuh, Königsfeld. Beiträge zur Geschichte, hrsg. v. d. Gemeinde Königsfeld im Schwarzwald, Konstanz 1999, S. 96, S. 109f.

verheirateten Kindern (Raithel, Schloß) lief wohl am unkompliziertesten über deren Kinder, die wie Rhena Schweitzer die Brüdergemein-Schule besuchten. Frau Schweitzer hatte allerdings zu den Königsfeldern wenig Kontakt, wie Verena Mühlstein in Ihrem Buch „Helene Schweitzer-Bresslau. Ein Leben für Lambarene“¹⁹ erwähnt. Wenn Helene Schweitzer vom Formalismus der Königsfelder spricht, der den Kontakt schwierig macht, so spielt bei dieser Distanz möglicherweise auch die Ansteckungsgefahr eine Rolle, die von der tuberkulosekranken Frau Schweitzer ausging und ängstigte. Erst Ende November 1924 durfte Rhena ihre erste Kinder-einladung geben und Helene begründete es damit, „dass Schall (der sie behandelnde Arzt) seine Kinder nicht zu uns ins Haus ließ. Nun wollte ich keine Kinder offiziell einladen.“²⁰ Die viel zu lange wegen ihrer Krankheit von ihrem Mann getrennt lebende Frau Schweitzer war einsam und auch bitter geworden. Vielleicht ist aber ihr damaliges Urteil über die Königsfelder gar nicht so abwegig gewesen, bedenkt man die nationalpatriotische Einstellung auch in der Brüdergemeine um die Jahrhundertwende und nach dem Ersten Weltkrieg. Frau Schweitzer zog sich mit ihrer Tochter bereits 1933 in die Schweiz zurück.

Königsfeld war damals schon ein bekannter Luftkurort und nahm eine bedeutende Stellung im Bädertourismus ein. Nicht jedermann konnte sich in diesen Jahren eine Heilungs- oder Erholungszeit leisten. Es war ein bürgerliches Privileg. Zu dieser angesehenen Gruppe gehörten Kaufleute, Juristen, Ärzte, unter ihnen auch Juden. Bereits in jener Zeit taucht der Begriff des ‚Bäder-Antisemitismus‘ auf. Und in diesem Zusammenhang wird auch Königsfeld mit seinem besonderen Flair genannt. Wie es in einem Prospekt heißt: „Der christliche Charakter des Ortes bedingt christliche Hausordnung in den meisten Häusern, weshalb Israeliten ihn nicht aufsuchen.“²¹ Hierbei geht es also nicht um einen politischen oder rassistisch bestimmten Antisemitismus, sondern um eine „soziokulturelle Entwicklung“²² mit deutlich christlicher Begründung. In einem Königsfelder Logierbuch vom 31. August 1898 kann man sogar lesen: „Leider mehren sich die Juden unter den Sommergästen, und es wird kaum möglich sein, sich fernerhin ihrer zu erwehren.“²³ Und in einem Aufsatz von W. E. Schmidt heißt es 1902 „Juden suchte und sucht man fernzuhalten“²⁴.

Später während des Nationalsozialismus gab es auch in der Brüdergemeine jene nationalsozialistische Begeisterung, die nicht selten auch zu De-

¹⁹ Verena Mühlstein, Helene Schweitzer Bresslau: Ein Leben für Lambarene, München 2001, S. 209.

²⁰ Ebd.

²¹ Zit. n.: Im deutschen Reich 14 (1908), S. 544

²² Frank Bajohr, „Unser Hotel ist judenfrei“. Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2003, S. 21.

²³ Königsfelder Logierbuch, 31. August 1898.

²⁴ Walther Eugen Schmidt, [Werbetext], in: Fremdenblatt (1902), Nr. 3.

nunziationen von Bürgern führte. Innerhalb der Brüdergemeine Königsfeld ist davon aber nichts bekannt. Ein Schriftstück aus dem Jahr 1945 aus Schwenningen belegt dies.²⁵ Hierin wird bestätigt, dass Br. Friedrich Schleeh (1890–1946) 1943 auf Bitten von Max Kaiser, dem Leiter der Ausländerpolizei, der Frau eines jüdischen Arztes aus Berlin im Haushalt Unterschlupf und Geborgenheit gewährte, als seine Frau für Wochen nicht zu Hause sein konnte. Zustande kam dieser Kontakt durch die Freundschaft zwischen Schw. Schleeh und Frau Kaiser.

Auch hält sich bei Alteingesessenen das Gerücht, dass einzelne Juden bis zu ihrer Flucht auch unter dem Kirchenboden Zuflucht gefunden hätten.

Sicher gab es in Königsfeld noch mehr Hilfe und Zuwendung für verfolgte Juden, doch darüber Schriftliches zu erfahren, ist schwierig.

Und wie sah die Situation im großen Schulwerk Königsfelds aus? Auch hier muss man wohl trennen zwischen offiziellem Verhalten der Schulbehörde und dem persönlichen Handeln Einzelner aus Verantwortung für benachteiligte und verfolgte Juden.

Die offizielle Lage des Königsfelder Schulwerks hatte sich ab 1937, nach der Reichsschulreform, sehr zugespitzt, so dass ein intensives Bemühen der Schulleitung darin bestand, dem Schulwerk den Absturz in eine Rumpfschule mit nur Zubringerfunktion für Oberschulen zu ersparen und „die Knabenanstalt zur Vollanstalt mit Abiturberechtigung auszubauen“²⁶, was dann schließlich auch gelang.

Auffällig gut war die Zusammenarbeit zwischen Schule, Heim und HJ.²⁷ Eingebettet in eine süddeutsche Mentalität gelang offenbar ein menschliches Miteinander zwischen staatlichen Stellen und den kirchlichen Vertretern. So ist es im Grunde genommen kaum zu begreifen, dass ein Stubenbruder in der Knabenanstalt (KA), wie Franz Kronbach (1921–2009), Fähnleinführer sein konnte und unter seiner Leitung jüdische Schüler betreut wurden.²⁸ Für die Zeit zwischen 1932–1940 erwähnt er die folgenden jüdischen Schüler, die Aufnahme in der KA, einem der Königsfelder Internate, gefunden haben: Horst Münch, Luzian Kempner (Sohn des Nürnberger Anklägers), Toni Sitter (Vater Sarghersteller), Werner Landauer, Sohn eines Likörfabrikanten aus Heilbronn, sowie die beiden Schüler Thomas Lüttke und Bernhard Roos. Zu diesen gefährdeten Schülern gehörte auch Peter Schwarz. Er kam 1937 als 10-jähriger nach Königsfeld ins Internat. Seine in Bremen lebende Mutter hatte erfahren, dass die dortigen Internatsschüler in keine nationalsozialistische Jugendorganisation eintreten mussten. Dieses tolerante Verhalten, offenbar ohne Nachteil für die betroffenen Kinder, war der

²⁵ Schreiben vom Polizeiamtsvorstand Schwenningen bestätigt vom Evangelischen Stadtpfarramt M. Hofter, Vikarin, vom 2. Juli 1945 (Privatbesitz).

²⁶ Hans-Jürgen Kunick, Die Königsfelder Zinzendorfsschulen in der Zeit des Nationalsozialismus, in: UF 43 (1998), S. 9–125, hier: S. 60.

²⁷ Ebd., S. 94.

²⁸ Persönliches Gespräch am 8. August 2008.

Grund, weswegen der kleine Peter nach Königsfeld kam. Weit weg von zu Hause erlebt er den damaligen Erzieher Karl-Heinz Lochter (1912–1986) als sehr hilfreich. In einem Brief vom 20. August 2000 an Annelore Rublack schreibt er: „I think that he helped me a lot when I was a confused 10-year old far away from home.“²⁹ Schließlich wurden er und seine Mutter 1938 von Irland herausgekauft und gerettet. In seiner neuen Heimat hat er dann die Schule weiter besucht und in Dublin studiert.

Bekannt ist auch, dass Dr. Blümel, ein Waldorflehrer aus Stuttgart, trotz seines staatlichen Unterrichtsverbots in Königsfeld als Lehrer eingesetzt wurde.

Und was ereignete sich in der Mädchenanstalt und ihren frauenberuflichen Ausbildungszweigen unter Leitung von Paul Johannes Bönhof (1875–1953)? Br. Bönhof, Mitglied der NSDAP, lernte frühzeitig die Schulleiterin Marta von Groth in München und ihren aus dem Glauben hervorgegangenen Erziehungsstil kennen. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit stand die Ehrfurcht voreinander. Die Älteren halfen den Jüngeren, es wurden kleine Familien gebildet. Mit knapper Not entkam diese mutige Frau dem Gefängnis, in dem Traugott Hahn erschossen wurde. In diesem pädagogischen Aufbruch wurde Gertrud Mohrmann (1895–1985) von Br. Bönhof nach Königsfeld gerufen. Zunächst als Aushilfe, später als eine in der Akademie für Graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig und in der Kunstgewerbeschule in Dresden ausgebildete Lehrerin für den Fachunterricht Zeichnen und Kunst. 1936 wurde sie erste Lehrerin in der Mädchenschule. Sie war außerordentlich beliebt. In dieser Zeit besuchte auch die später sehr eigenwillige jüdische Künstlerin Meret Oppenheim die Schule in Königsfeld. Von G. Mohrmann wurde sie, was die Kunst betrifft, nicht nur sehr gefördert, sondern wissend um ihre Gefährdung auch geschützt. In Ihrem Lebenslauf schreibt Mohrmann:

Aber all die Jahre brachten für mich viele Anfechtungen durch den Nationalsozialismus, besonders die Teilnahme an den Lehrertagungen, zu welchen wir verpflichtet waren. Gottes große Barmherzigkeit war es, die mir den Weg aus dieser großen, inneren Not zeigt.³⁰

Ihr wurde sehr deutlich: „Du musst bekennen und dich aus den Bindungen des Nationalsozialismus lösen, dann wirst Du Frieden finden.“³¹ Da sie als einzige Lehrerin nicht der NS-Lehrerschaft angehörte, musste sie 1942 die Schule verlassen, ihr wurde gekündigt. Aber schon bald wurde sie von Landesbischof Wurm als Katechetin in Stuttgarter Mädchenschulen und Gymnasien eingesetzt und später mit vielen wichtigen Aufgaben betraut.

²⁹ P. Schwarz an A. Rublack, 20. August 2000 (Privatbesitz).

³⁰ Lebenslauf Gertrud Mohrmann (Archiv Königsfeld).

³¹ Ebd.

Auch wenn schriftliche Belege für menschliches Verhalten gegenüber den immer unmenschlicher verfolgten Juden spärlich sind, liegt mir ein Lebenslauf vor, der in bewegender Weise die Not einer jungen ausgebildeten Jüdin, Gertrud Zeitler (1913–2003), und die mutige ‚Obhut‘ im Königsfelder Schwesternhaus zeigt.³²

Der frühe Tod ihrer Eltern am Hochkalter bei Berchtesgaden machte sie mit ihren Brüdern zu Frühwaisen und bringt sie zu den Großeltern. Ihr Großvater war in Kaiserslautern Bezirksarzt. Sie berichtet von einer unbekümmerten Jugend mit vielen Nachbarkindern. Nach dem „Einjährigen“ folgte die Ausbildung als Hauswirtschaftslehrerin in verschiedenen Institutionen: so im Maria-Martha-Stift in Lindau, dem Lehrgut in Priel, und schließlich mit dem Abschluss als Hauswirtschaftslehrerin im Seminar der „Englischen Fräulein“ in Aschaffenburg. Doch die Nürnberger Gesetze schlossen sie vom Lehrberuf aus. Es folgte eine ungewollte Wartezeit in Schulen, Sanatorien und Kinderheimen, oft nur für ein halbes Jahr, weil sich dann die sog. „Arbeitsfront“ einmischte und eine offizielle Arbeitserlaubnis verweigerte. 1938, während sie in einer Klinik im Kleinen Walsertal arbeitete, zerstörten Nazis in der „Kristallnacht“ das Haus der Großeltern. Zunächst wurden sie vertrieben, durften dann aber in den Dachstock des eigenen Hauses zurückkehren. Im Oktober 1940 folgte dann die schreckliche Vertreibung. Ihr Großvater kam im südfranzösischen Gurs und die Tante in einem Vernichtungslager im Osten um. Der eine Bruder rettete sich nach Schweden, der andere wurde 1945 nach einem Aufenthalt in einem Zwangsarbeitslager entlassen. Für Gertrud Zeitler gingen schließlich die Jahre des Umherziehens durch den Unterschlupf im Königsfelder Schwesternhaus als Küchenhilfe 1941 zu Ende. Nach dem Krieg fing sie als Stubenmutter und Lehrerin wieder mit ihrem eigentlichen Beruf an. Durch eine zusätzliche Prüfung erlangte sie die Lehrerausbildung an Berufsschulen in Baden-Württemberg und konnte nun offiziell wieder unterrichten.

Die Einfügung dieses gekürzten Lebensganges zeigt noch einmal sehr deutlich, welchen Schikanen jüdische Mitbürger ausgesetzt waren, wenn sie nicht eine einigermaßen sichere Bleibe fanden. Wer nun für diese mutige Aufnahmeentscheidung in Königsfeld zuständig war, konnte leider nicht geklärt werden. Wahrscheinlich war es Hanni Peters (1891–1946), die für die Rettung von Gertrud Zeitler verantwortlich war. Wie wir wissen, hat sie ihre schützende Hand auch über Lieselotte Rosemeyer, geb. Hannes (1920– ?) gehalten. Wie in der Arbeit von Ch. Uecker-Hilbert (Hg.): „Fremd in der eigenen Stadt“ festgehalten wird, hatte Lieselotte als Tochter des jüdischen Arztes Berthold Hannes und ihrer christlichen Mutter seit 1937 in Deutschland kaum eine Chance.

Lehrstellen, Ausbildungen jeglicher Art waren uns verschlossen. Ich verbrachte dann ein Jahr in der Haushaltungsschule bei den Herrnhutern in Königsfeld im

³² Lebenslauf Gertrud Zeitler (Archiv Königsfeld).

Schwarzwald. Die verständnisvolle und liebe Schw. Peters fragte nicht, ob man rassistisch akzeptabel wäre. Mein Jahr dort bleibt mir in bester Erinnerung. Es gab viele Mädels aus dem Ausland dort; mit einigen von ihnen stehe ich noch heute in Verbindung. Ich wurde mit den Ausländerinnen vom nationalpolitischen Unterricht ausgeschlossen, was uns noch mehr verband.³³

Die erwähnte Schw. Hanni Peters (1891–1946) war von 1927–1946 Vorsteherin des Schwesternhauses in Königsfeld. Ohne Zeugnisse und Examina wurde sie seinerzeit in dieses Amt berufen. Sie hatte ein großes Organisations-talent und Verwaltungsgeschick und drückte der Haushaltungsschule ihren besonderen Stempel auf. Sie liebte ihre Arbeit und die Schülerinnen und hat in ihrem letzten bewegenden Brief an ihre Schülerinnen auf dem Sterbebett, sechs Tage vor ihrem frühzeitigen Tod, noch davon gesprochen, wie wichtig ihr das Gebet war, ganz besonders in den schweren Zeiten des Zweiten Weltkriegs. Eine solche Geborgenheit war natürlich ein besonderer Schutz. Ihr ist es auch zu danken, dass die Schule nach dem Krieg wieder eröffnet werden konnte!³⁴

Aber nicht nur persönliches Engagement und Hilfe in den Schulen wurde gebraucht, auch die Unitätsdirektion in Herrnhut erhielt dringende Anfragen. Es ist bewegend, welches Ansehen unsere kleine Kirche in Deutschland hatte und was man ihr auf Grund ihres internationalen Rufs auch zutraute. Es ist aber auch bestürzend, wie wenig sie helfen konnte, oder wollte?

In einem Schreiben vom 27. November 1938, also 16 Tage nach dem Synagogensturm, der „Reichskristallnacht“, richtet der emeritierte Pfarrer Ernst Althausen aus Döberitz ein Schreiben an den „Vorstand des Vereins der Brüdergemeine“:

Die Herrnhuter Brüdergemeine hat sich als eine Gemeinde erwiesen, die sich von der Liebe Christi erfüllen und treiben lässt zu den Elendsten der Elenden in Nord oder Süd. Ich erlaube mir, Sie darauf hinzuweisen, dass solch ein Elender vor unseren Füßen liegt. Es ist das Volk Israel.

Der Schreiber fährt fort, indem er auf Folgendes hinweist:

Gerade in den letzten Jahren gäbe es eine starke Bewegung zum Evangelium hin im Volke Israel, siehe Leo Baecks Buch über die Evangelien. Juden sind zur Auswanderung aus Deutschland gezwungen. Es gibt Kräfte, die helfen wollen. Koordination fehlt. Die Herrnhuter Brüdergemeine hat ihre Sendboten in der ganzen Welt fast. Gottes Beistand und Segen hat sich in der Brüdergemeine in wunderbarer Weise erwiesen. Gott, der Herr will ja, dass allen Menschen gehol-

³³ Charlotte Ueckert-Hilbert (Hrsg.), Fremd in der eigenen Stadt. Erinnerungen jüdischer Emigranten aus Hamburg, Hamburg 1989, S. 139.

³⁴ Paul Colditz, Rede anlässlich des Begräbnisses der Vorsteherin des Schwesternhauses Schw. Hanni Peters am 11. Oktober 1946 (Archiv Königsfeld).

fen werden soll, auch den Juden... Ich fürchte, wenn die Herrnhuter Brüdergemeine diese Arbeit nicht aufgreift, dann wird sie niemand aufgreifen.³⁵

Die Antwort der Brüder-Unität durch Theo Marx lautet am 22. Dezember 1938: „Besondere Heime und Einrichtungen für nicht arische Christen“, denen Auswanderung nicht möglich sei, sollen geschaffen werden. Darüber Kontakte des Centralausschusses der Inneren Mission mit „staatlichen Stellen“. Hinweis auch auf Hilfsstellen für nicht-arische Christen und Pfarrer Grüber, Berlin-Kaulsdorf. Über Hilfe der Unität könne er „heute nichts bestimmtes sagen“.

Wenig später, am 14. Dezember 1938 richtet Hans Lesser, ein christusgläubiger Jude, Buchhändler aus Berlin-Frohnau seine Bitte um Hilfe an die Unität und zwar an Br. Walter Baudert, den er wohl persönlich kennt:

Verehrter, lieber Herr Baudert, nochmals lege ich ihnen die große Not der christlichen Nichtariet vor. Großen Dank schulden wir Christen aus dem alten Bundesvolk der Brüdergemeine, dass sie in ihren Losungen jeden Morgen einen Gruß aus dem Alten Testament uns und der gesamten Christenheit sendet, Worte, die gerade für die christusgläubigen Juden und Judengenossen gesprochen zu sein scheinen. Sodann sind die Losungen das Band für die ‚Zerstreuten‘. Das ist der gesegnete, unbewusste Dienst der Brüdergemeine. Gibt es eben jetzt nicht einen Ruf und manche Möglichkeit für bewussten Dienst? Ist nicht die Brüdergemeine, kleiner als die Quäker, in allen Erdteilen?³⁶

Lesser schlägt eine Zusammenarbeit mit dem „Council for the Christian Refugees“ in London und anderen Stellen in der Welt vor. Brüdergemeine, Missionsgemeine, habe „sich stets um die Splitter gekümmert. Nun bietet sich ein vielfaches Feld [...] dar, unter getauften Gläubigen und Ungetauften eines Volkes, das keine Nation ist.“ Könne die Brüdergemeine nicht wenigstens den Berliner Hilfsstellen, die die Arbeit nicht bewältigen können, zur Hand gehen?

Walter Baudert antwortet am 21. Dezember 1938:

Es wird mir sehr schwer, auf Ihren Brief vom 14.12.1938 zu antworten. Denn die Antwort muss ja leider lauten: Wir können so gut wie nichts tun. Beinahe kommen täglich solche Briefe wie der, den Sie an uns geschrieben haben, und die Not, in die sie uns hineinblicken lassen, bewegt uns auf das schmerzlichste.

Die Frage nach der Auswanderung deutscher Juden in Missionsländer beantwortet er wie folgt: „Die Südafrikanische Union hat ihre besonderen Einwanderungsgesetze und eine Ansiedlung von Juden und Nichtariern in

³⁵ Brief Ernst Althausens an die Direktion in Herrnhut, 27. November 1938; Antwort von Theo Marx, 22. Dezember 1938 (UA, DUD 4332).

³⁶ Brief Hans Lessers an W. Baudert vom 14. Dezember 1938; Antwort vom 21. Dezember 1938 (UA, DUD 4332).

Ostafrika dürfte sich nicht empfehlen, da das Land wahrscheinlich wieder einmal in deutsche Hände übergehen wird.“ Und:

Die entscheidende Frage ist die, ob Mittel von Auswanderern mitgenommen werden können, um sich im anderen Land eine Existenz zu gründen. Weil diese Frage negativ beantwortet werden muss, sind die meisten Pläne, die etwa nach der einen oder anderen Richtung gemacht werden, fruchtlos. Wir haben Verbindung mit den Stellen in der deutschen evangelischen Kirche, die sich um Lösungen der Judenfrage bemühen. Wir sehen da aber bis jetzt gar keinen Fortschritt und gar keinen Weg und in all den Fällen, in denen ich mich nach England gewandt hatte, gelang es auch nicht, irgendetwas zu erreichen. Dies jemandem schreiben zu müssen, der in Not ist und Hoffnung auf die Brüdergemeinde setzt, fällt mir außerordentlich schwer. Wir wollen und müssen uns auch weiter bemühen.

Schon aus diesen wenigen Zeilen wird die unglaubliche Diskrepanz zwischen dem Ansehen einer weltweit verankerten Kirche, ihrem Einfluss, den sie durch die Losungen in aller Welt und in vielen Sprachen hat und ihrer Hilflosigkeit und Ängstlichkeit deutlich, sich durch mutiges und unkonventionelles Handeln gegen staatliche Stellen zu wenden.

Im Gegensatz dazu haben Gemeindepfarrer immer wieder etwas riskiert, wie Br. Johannes Martin Ruffer in Berlin, der eine Jüdin taufte, die herzlich darum bat, ohne sie in ein Register eintragen zu lassen. So kam es immer wieder im Konflikt zwischen Courage und Behutsamkeit zu Lösungen, die von Seiten der Unität wohl nicht gebilligt worden sind.³⁷

Die bewusste Entscheidung der Neutralität auch gegenüber der Bekennenden Kirche in Deutschland band offenbar den offiziellen Verhandlungsspielraum. Aber hätte nicht gerade eine solche neutrale Zurückhaltung dazu führen können, eigene Wege zu gehen? So jedenfalls zeigte sich die Brüdergemeinde als eine hilflose Kirche, die Menschen in ihrer zunehmend äußersten Not als Institution allein ließ. Und widerspricht eine solche Haltung nicht dem einst von Zinzendorf praktizierten Verhalten, Asyl und Gemeinschaft den Flüchtenden zu gewähren, die in Not und Verzweiflung, als Christen gejagt und verfolgt, aus der alten böhmischen Brüderkirche kamen? Schließlich hat dieser Mut Zinzendorfs ihn selbst einst zu einem Vertriebenen aus dem Königreich Sachsen gemacht.

Die eben geschilderte Haltung der Unität macht es dann auch verständlich, dass nur persönlicher Mut vor Ort in der Lage war, nach helfenden Lösungen zu suchen. So beschreiten der Prediger Br. Gerhard Reichel (1874–1953) und der damalige Vorsteher Br. Johannes Gerhard Wagener in Neuwied eigene Wege im Kontakt zur Bekennenden Kirche. Für deren

³⁷ Dietrich Meyer, Ein Stachel im Herzen – Der Einfluss der nationalsozialistischen Judenpolitik auf die Brüdergemeinde von 1933 bis 1945, in: Daniel Heinz (Hg.), Freikirchen und Juden im „Dritten Reich“ – Instrumentalisierte Heilsgeschichte, antisemitische Vorurteile und verdrängte Schuld, Göttingen 2011, S. 245–280.

verbotene Zusammenkünfte stellen sie ihre Räume im sog. „Weinkeller“ der Brüdergemeinde zur Verfügung. Die Isolierung in besagten Räumen sei jedoch gut gewesen, dass man hier sogar singen und den Gesang musikalisch begleiten konnte. Für die Dauer des Gottesdienstes hätte aber immer jemand Wache stehen müssen. Ob hier auch Materialien der Bekennenden Kirche erstellt wurden, ist der Berichtstatterin nicht bekannt.

Es gab aber noch mehr Kellerräume, Sie wurden unterschiedlich genutzt. Es ist auch bekannt, dass sie immer wieder als Versteck für Juden dienten, die auf ihre nächtliche Flucht mit Hilfe von Rheinschiffen warteten.

Inwieweit Hermine Hardt (1890–1981) hierbei eine wichtige Rolle gespielt hat, konnte nicht mehr geklärt werden. Als Mitarbeiterin im Zentralausschuss für Innere Mission war sie im Reisedienst zwischen Westdeutschland und Ostpreußen tätig. Sie schloss sich der Bekennenden Kirche an und nahm Kurierdienste wahr. Ihr Kontakt zu Br. Reichel und Br. Wagener ist bekannt. Ob sie auch etwas mit der Vermittlung von Juden zu tun hatte, ließ sich nicht mehr feststellen.³⁸

Einsicht in die Ältestenrats- und Gemeinratsprotokolle zur Klärung der vielen Unwägbarkeiten war nicht möglich!

2. Bertha Lenel, eine jüdische Verfolgte *von Henning Schlimm und Albrecht Stammer*

Bertha Lenel (1882–1973) stammte aus einer bürgerlichen Familie. Ihr Vater war Universitätsprofessor in Kiel, Straßburg und Freiburg. Einige Vorfahren mütterlicherseits waren jüdische Gemeindevorsteher gewesen, aber schon ihre Großeltern praktizierten keine jüdischen Glaubensformen mehr. Die Eltern erzogen sie und ihre zwei Brüder bewusst christlich, wechselten aber selbst nicht offiziell die Religion. Der Vater hatte am Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 teilgenommen. Beide Brüder zogen 1914 in den Ersten Weltkrieg, der ältere fiel zum Kriegsende 1918. Die Familie Lenel war in die deutsche Gesellschaft integriert und identifizierte sich ganz mit ihrem Vaterland.

Bertha Lenel hatte sich bereits als junge Frau im Rahmen von verschiedenen Frauenvereinen sozial engagiert und einen Kurs für Kinderpflege absolviert. 1914 arbeitete sie in einem Lazarett. Später half sie einer Schwägerin bei der Pflege ihrer zwei kleinen Kinder. Sie heiratete nicht und hatte selbst keine Kinder. Nach Abschluss weiterer medizinischer Lehrgänge wurde sie 1923 leitende Oberschwester. 1926 übernahm sie die Leitung der Universitäts-Augenklinik in Mannheim. Dies endete 1933, als sie wegen „nicht arischer“ Abstammung entlassen wurde. Sie zog zu ihren Eltern und pflegte den Vater, der im Frühjahr 1935 an Altersschwäche starb. Obwohl das Leben äußerlich durch „zahllose chicanöse Verordnungen und Ein-

³⁸ Lebenslauf Hermine Hardt (Archiv Neuwied).